Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 3

Artikel: Gonzague de Reynold, der Reaktionär
Autor: Isenschmid, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-330631

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gonzague de Reynold, der Reaktionär.

Von Dr. *A. Isenschmid*, Zürich.

Bisher Professor der französischen Literatur an der Universität Bern und daneben Verfasser von Gedichten und sonstiger literarischer Schriftwerke in französischer Sprache, hat sich dieser adlige Freiburger in seinem im Jahre 1929 erschienenen Buche über «Die Demokratie und die Schweiz» auf das Gebiet der Politik begeben[1]). Zwar könnte man sich fragen, ob diese schon von bürgerlicher Seite häufig besprochene Auseinandersetzung über die geschichtliche und staatliche Grundlage der Schweiz in einer sozialdemokratischen Zeitschrift, wie die «Rote Revue», nicht einfach übergangen zu werden verdient. Aber immerhin enthält dieses Werk ein Kapitel von 18 Seiten über den Sozialismus. Sodann ist auch die Gesinnung, die daraus spricht, für reaktionäre Kreise in der Westschweiz überhaupt bezeichnend. Es spiegelt sich darin nicht bloß die Privatmeinung eines welschschweizerischen Professors wider, sondern allgemein der geistige Widerstand, insbesondere katholisch-konservativer Färbung gegen Demokratie und Sozialismus. Wenn zum Beispiel Bundespräsident Musy in Genf in seiner Festrede am 1. August 1930 verkündet hat, der Kollektivismus — das heißt die Sozialdemokratie — maße sich an, die Befreiung der Menschheit zu vollenden, indem er das Volk auf das Niveau einer gewöhnlichen Tierherde zurückführe[2]), so könnte dieser Ausspruch ebensogut im Buche Reynolds über oder sagen wir lieber gegen die Demokratie stehen. Diese Art der Reaktion ist im Grunde nichts anderes als die unserm Lande angepaßte «action française» um Maurras, Daudet u. a. in Frankreich, mit welchen auch viele Freisinnige in der Schweiz sympathisieren, wenn sie von der Krise der Demokratie und des Parlamentarismus sprechen. Der Widerstand, den Reynold in Bern bei Ausübung seiner Lehrtätigkeit gefunden hat, welcher sich sogar zu einer Beschwerde gegen ihn an den bernischen Regierungsrat verdichtete, worauf diese Behörde eine nichtssagende Antwort erteilte, hat die Oeffentlichkeit auch in der übrigen deutschen Schweiz auf diesen Mann aufmerksam gemacht.

Bei dieser Sachlage lohnt es sich gewiß, auch hier diese Gedankengänge zu besprechen und einer kurzen Kritik zu unterziehen. Wir wollen uns dabei hauptsächlich auf den politischen Teil beschränken und im folgenden den Stoff, unter hierzu geeigneten, besonders charakteristischen Stichworten geordnet, darstellen.

Immerhin ist beim historischen Teil auffallend, daß dieser mit der Schilderung des staatlichen und geistigen Lebens im

---

[1]) G. de Reynold, La Démocratie et la Suisse, Berne 1929, 373 pages.

[2]) «Tribune de Genève» du 3 août 1930.

XVII. Jahrhundert abschließt. Man merkt die Absicht. Der Niedergang des Adels im XVIII. Jahrhundert und die Grundsätze der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit, welche seit dem Ausbruch der Französischen Revolution auch bei uns in der Schweiz die ständischen Verfassungen zerstört haben, sind im Grunde genommen Reynold ein Dorn im Auge. Er singt das Lob der Zeit während und nach dem 30jährigen Kriege. Die Schweiz ist nach ihm nur dank der Patrizier, Beamten und Diplomaten des XVII. Jahrhunderts als unabhängiger Staat bestehen geblieben. Gewiß, im Buche selbst wird dieser frühe Abschluß der Geschichte damit entschuldigt, daß wir die beiden letzten Jahrhunderte wegen ihrer zeitlichen Nähe noch zu gut im Gedächtnis hätten, als daß darauf im einzelnen eingegangen werden müßte. Gerade als ob wir die Französische Revolution selber erlebt hätten! Immerhin ist zu bemerken, daß auch in dem nun zu behandelnden theoretischen Teil geschichtliche Rückblicke enthalten sind, so insbesondere zur Erklärung der religiösen Spaltung, die Reformation und sodann zur Auseinandersetzung der Grundlagen der Verfassungen von 1848 und 1874.

Aber nun wollen wir uns mit diesem zweiten, eigentlichen Teil über die schweizerische Demokratie etwas näher befassen:

I. Für das katholische Christentum, gegen die Reformation.

Dieser Gegensatz gehört im vorliegenden Falle unbedingt an den Anfang. Denn damit wird die Abhängigkeit des Systems Reynolds von der katholischen Kirche am besten gekennzeichnet. Dabei ist aber auch gar nichts davon zu spüren, daß die Reformation eine geistige Freiheitsbewegung gegen die Entartung der katholischen Kirche des XVI. Jahrhunderts war. Ebensowenig wie für die Französische, hat er für diese Revolution Verständnis. Kardinal Schinner ist vielmehr für ihn der Mann, dem es leider nicht gelungen ist, als Führer obenauf zu kommen und in der Schweiz die Einheit der christlichen Religion zu retten, wobei selbstverständlich der Katholizismus gemeint ist. Das Christentum, das Reynold, weil die Bundesverfassung mit Gott, dem Allmächtigen anfängt, an die Spitze seines antidemokratischen Gebäudes stellt, ist dabei ein gegebener, unwandelbarer Begriff, wie die katholische Kirche selbst. So sagt er, dieses müsse beruhen auf dem christlichen Begriffe des Vaterlandes, der Autorität, des Respektes, der Pflicht, der Moral sowie des allgemeinen Wohles.

Das ist nun aber eben das Christentum, von dem die europäischen Völker, insofern sie nicht durch die Autorität der katholischen Kirche und ihrer Priester verblendet sind, bis zum Ueberdruß genug haben, und zwar sogar bis weit in den erstarrten Katholizismus hinein. Dabei wird selbstverständlich auch der Individualismus allein als christlich in allen Tönen gelobt wegen des persönlichen Wertes der einzelnen Menschenseele. In diese

Auffassung paßt es allerdings nicht, daß die Urchristen im Kollektivismus, das heißt in Gütergemeinschaft, lebten und ihre gemeinsamen Interessen in der Ausgestaltung einer neuen Gemeinschaft suchten, in welcher alle Glieder gleiche Rechte und Pflichten hatten. Aber eben, dieses Streben nach neuer Gemeinschaft, das zum Kollektivismus führt, steht ja gemäß unserm Bundespräsidenten auf der gleichen Linie wie der Herdentrieb.

II. Gegen die Demokratie.

Reynold hat vor einigen Monaten in einem im Literarischen Klub in Zürich gehaltenen Vortrag erklärt, er habe, als er sein Buch schrieb, an die Frage, ob dieses gegen die Demokratie gerichtet sei, nicht einmal gedacht[3]). Diese Naivität ist wirklich ein starkes Stück. Denn im Buche selbst ist gesagt, der «Demokratismus» beruhe auf einer falschen Lehre, falsch und abgestanden. Und sodann ist anderswo zu lesen, die Demokratie habe den Fehler gemacht, ihre eigenen Grundgesetze zu übersteigern und habe sich dadurch außer Stand gesetzt, sich selbst zu erneuern.

Kein Wunder ist es daher, wenn ihm schon die Bundesverfassung von 1848 zu fortschrittlich ist, ein Irrtum aus dem Grunde, weil wegen des damals herrschenden Radikalismus die Demokratie vom Föderalismus zur Zentralisation, die Zentralisation zum Etatismus und der letztere zum Sozialismus ausarten mußte. Die Bundesverfassung von 1874 bedeutet demgemäß für ihn in der Hauptsache die Festlegung und Ausgestaltung dieser verderblichen Grundsätze ins Einzelne. Dadurch sei die Schweiz unfähig geworden, der starken internationalen Bewegung Widerstand zu leisten, welche im Begriffe sei, die Schweiz zu untergraben. Die Verfassung von 1848 sei nicht frei von Jakobinertum. Die doppelte Angst gegenüber allem, was ultramontan und aristokratisch sei, sei eine Schwäche. Die Verfassung von 1848 habe zudem dem Wirtschaftsstaat, das heißt dem Etatismus in seiner wirtschaftlichen Form, den Weg geöffnet.

III. Gegen den Sozialismus.

Bei dieser Auffassung der Dinge ist aber auch nicht die Spur einer Erkenntnis davon vorhanden, daß infolge des gewaltigen Anwachsens der Industrialisierung und damit des Kapitalismus bis zur Gegenwart für einen modernen Staat die absolute Notwendigkeit besteht, durch die Wirtschaftsgesetzgebung zum Schutze des von der Industrie ausgebeuteten Proletariates einen Damm zu setzen gegenüber dem sich immer rücksichtsloser gebärdenden Individualismus. Noch viel weniger ist der reale Blick dafür vorhanden, daß die Wirtschaft sich wegen der un-

[3]) Veröffentlicht in der Schweizerischen Rundschau, Augustheft 1930.

aufhaltsamen Mechanisierung der Verkehrsmittel heutzutage nicht nur über die Kantons- und schweizerischen Sprachgrenzen hinwegsetzt, sondern über die Landesgrenze. Denn sie ist in hohem Maße europäische und letzten Endes Weltwirtschaft. Für der Gegenwart offene Menschen muß dies folgerichtig zur gleichen Wirtschaftsgesetzgebung zum mindesten innerhalb der Schweiz, wenn nicht gar durch internationale Vereinbarung führen. Reynold sieht nicht einmal ein, daß wegen der gleichen Momente auch ein immer größerer Teil der sonstigen Gesetzgebung eine kantonale, föderalistische Ordnung je länger, je weniger verträgt. — Zur Zeit gehört es zu jener rückwärts gerichteten Geistesverfassung insbesondere bei Welschschweizern, sogar gegen die Vereinheitlichung der Strafgesetzgebung in der Schweiz aufzutreten. Auch Reynold singt in seinem Buche das Lied vom Glück, das darin besteht, auf dem kleinen Gebiete der Schweiz 25 verschiedene Strafgesetzbücher zu haben. Dies ist ein Widersinn, den diejenigen in seiner ganzen Schwere empfinden, welche sich von Berufs wegen mit den mißlichen Folgen unserer kleinstaatlichen Lösung auf diesem Gebiete herumzuschlagen haben.

Bei dieser insbesondere für welsche bürgerliche Reaktionäre bezeichnenden Negierung der wirtschaftlichen Tatsachen ist es nicht zu verwundern, daß das Bild, welches sie sich vom Sozialismus machen, bös verzeichnet ist. Die bürgerliche Ideologie, in welcher diese Kreise befangen sind, vermag auch einen bürgerlichen Professor nicht dazu zu bringen, der Sozialdemokratie auch nur die geringste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, obschon es die vornehmste Aufgabe eines Hochschullehrers sein sollte, die objektive Wahrheit zur Darstellung zu bringen. Gewiß, die Klassengegensätze als gegebene Tatsachen werden von ihm an mehreren Stellen seines Buches hervorgehoben, und es tönt dabei zuweilen fast marxistisch. Aber es handelt sich bei ihm ja nicht um den Endzweck der klassenlosen Gesellschaft durch Verwirklichung des Sozialismus, sondern um Betonung der Standesunterschiede nach dem Muster der katholischen Kirche. Denn sonst würde er nicht einen Ausspruch des Papstes Leo XIII. aus dem Jahre 1903, «welcher die moderne, soziale Frage besonders gut verstanden habe», hinsetzen, dahingehend, die Kirche anerkenne als eine Bedingung der Vorsehung in der menschlichen Gesellschaft die Unterscheidung der Klassen und sie lehre daher, daß die gegenseitige Respektierung der Rechte und Pflichten und die gegenseitige Wohltätigkeit allein ein gerechtes Gleichgewicht im Staate herbeiführe und den Völkern Glück, Frieden und Wohlstand bringe. Trotz aller Wohltätigkeit und des Wertes jeder einzelnen Seele ist der Proletarier im Grunde genommen dabei ein minderwertiger Mensch. Denn sonst würde für Reynold der Sozialismus nicht bedeuten «die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, der Halbunterrichteten, des Spieß-

bürgers, des kleinen, mittelmäßigen *Bourgeois*, neidisch, verärgert und mit beschränktem Horizonte». Ueber solche Titulaturen wollen wir uns allerdings nicht wundern bei diesem Manne adeliger Abstammung. Denn, wer sich so wenig bemüht, die Kräfte, welche den Sozialismus in ganz Europa groß gemacht haben, in bezug auf ihren ideellen Gehalt zu prüfen, von dem kann man nichts anderes erwarten. Die wirtschaftliche Not und die immer größere Abhängigkeit der Arbeiterschaft von der kapitalistischen Ausbeutung wird nicht erfaßt. Und sodann auch nicht, daß die bestehenden ungeheuren ökonomischen Gegensätze beseitigt werden müssen, wenn nicht die Demokratie eine leere Phrase bleiben soll.

Festgehalten zu werden verdient ferner, daß bei ihm der Sozialismus sich notwendigerweise aus dem ihm so verhaßten Liberalismus entwickeln mußte. Daher ist ihm schon die rechtliche Gleichheit ein Schrecken, und erst recht die wirtschaftliche Gleichheit. Die eine folgt, sagt er, zwangsläufig aus der andern. Der Schrecken der Schrecken aber wäre für ihn die Gleichheit der Güter. Dafür also ist nicht das mindeste Verständnis vorhanden, daß der Sozialismus eine Freiheitsbewegung ist zum Zwecke der Erlösung der Arbeiterschaft vom wirtschaftlichen Zwange und mit dem Endziel, dadurch die ideellen Kräfte im ganzen Volke zu befriedigender Arbeit und zur Erneuerung der Kultur frei zu machen.

IV. Für die Aristokratie.

Das Eintreten Reynolds für die Aristokratie ist die folgerichtige Konsequenz seiner übrigen Standpunkte. Hören wir nur kurz, wie er dies versteht. Es handelt sich bei ihm nicht um die Auswahl der Besten zur Leitung der Staatsgeschäfte, das Führerproblem. Wenn er auch zugibt, daß dem Staate auch aus dem Volke gute Kräfte zugeführt werden können, so erklärt er doch, es sei in einem Staate, wie dem unsern, die Erblichkeit ein notwendiges Prinzip. Die Fehler, welche die Aristokratie in früheren Zeiten in der Schweiz gemacht habe, seien nun gesühnt. Er spricht dabei mit Vorliebe von «unsern Familien». Diese Familien seien zufolge ihrer vorzüglichen Eigenschaften besonders gut in der Lage, das Ideelle mit dem Politischen zu vereinigen. Kein Wunder ist es also, wenn bei dieser Ausdrucksweise vielfach in der Schweiz das ganze Buch nicht nur als ein Angriff auf die Sozialdemokratie, *sondern auf die Demokratie überhaupt* eingeschätzt wird, was auch trotz aller Bestreitungen des Verfassers tatsächlich zutrifft, wie wir gesehen haben.

Wenn im übrigen damit das Lob des aristokratischen Standes gesungen wird, so ist das wieder einmal ein Beweis dafür, daß weder wissenschaftliche Betätigung noch eine Professur davor schützt, daß derartige Vertreter des Bürgertums aus ihrer Haut und aus der Ideologie ihrer Klasse einfach nicht hinaus können.

V. Für die Armee, gegen die Abrüstung.

Zur Illustrierung seiner Stellungnahme für das Militär sei hier vorerst eine Stelle wörtlich übersetzt: «Unser militärisches System ist die Grundlage unserer politischen Institutionen. Es handelt sich dabei um unsern Geist, nicht nur um den Krieg, die Landesverteidigung und unsere geschichtliche Sendung. Die Armee ist die einzige Form gemeinsamer Erziehung und nationaler Disziplin, welche die ganze Schweiz annimmt und welche ihr angemessen ist. Die Schule wird nie die Armee ersetzen.»

Wir hören und staunen: Diese Auffassung über Erziehung äußert ein Hochschullehrer, welcher junge Leute in die Literatur einzuführen hat! Es ist dies nicht etwa die Ansicht eines bornierten Berufsoffiziers. Da wird einem begreiflich, daß Reynold vom Herausgeber des im Jahre 1929 erschienenen illustrierten Prachtwerkes über «Das Schweizerheer», dem Generalstabsobersten Léderey — jenem Reklameunternehmen für die schweizerische Armee und militärischen Geist — eingeladen wurde, als einziger Nichtberufsoffizier in diesem Sammelwerk einen Beitrag erscheinen zu lassen, mit dem Titel: «Heer und Volkstum». Diese Sätze und was sodann über den Wert der Erziehung in der Armee in dem genannten Beitrag steht, ist eine Verhöhnung des auf Pestalozzi gegründeten schweizerischen Schulwesens, den er übrigens in seinem Buche über die Demokratie nicht einmal nennt. Dessen Ideen sind ihm eben zu freiheitlich, zu revolutionär.

Der tiefe Graben, der zwischen dem Individualismus und der Erziehung in der Armee besteht, übersehen diese Kreise des Bürgertums geflissentlich und beharrlich. Der von Reynold so viel geschmähte Kollektivismus feiert doch auf dem Kasernenplatz seine größten Triumphe, und zwar Kollektivismus im schlimmsten Sinne, weil die Erziehung in der Armee — wenigstens des «gemeinen» Soldaten — auf Disziplin und Autorität bis zum Kadavergehorsam beruht und die Uebung im Dienste der Waffen, je mehr letztere zu Kriegsmaschinen werden, jede individuelle, ungleichartige Betätigung verunmöglicht. Daß dabei, wie der Weltkrieg gezeigt hat, das Menschentum überhaupt in Gefahr steht, währenddem der Sozialismus und die Demokratie eben gerade mit ihrem Kollektivismus die Menschlichkeit für das ganze Volk, insbesondere das jetzt unterdrückte, retten wollen, dies alles ist diesen reaktionären Kreisen völlig unverständlich.

Wie falsch wegen seiner Begeisterung für Waffendienst Reynold sieht, wenn er von der schweizerischen Armee spricht, ergibt sich schon allein daraus, daß er erklärt, bei Ausbruch des Weltkrieges sei diese allein bereit gewesen. Er weiß es also sogar besser als General Wille, der nach Beendigung des Krieges in seinem Berichte an die Bundesversammlung erklärt hat, nicht die Bereitschaft des Heeres habe die Schweiz vor einem feindlichen Einfall bewahrt, sondern ein gütiges Geschick —.

Alles in allem: Uns Sozialisten kann es nur recht sein, wenn der Träger einer solchen Geistesverfassung aus Bern nach seiner Heimatstadt Freiburg zurückkehrt, nachdem ihm wegen der in der Bundesstadt erwachsenen öffentlichen Gegnerschaft der Boden zu heiß geworden ist. Aber immerhin wollen wir uns darüber klar sein, daß die vergifteten Pfeile, welche er in seinem Buche speziell auf die Sozialdemokratie abschießt, im Grunde genommen doch von einem großen Teile des schweizerischen Bürgertums gebilligt werden. Denn es ist die gleiche Gesinnung, wie sie aus der vor den letzten Nationalratswahlen erschienenen Broschüre «Wird der Sozi die Schweiz regieren?» spricht, nur im Tone etwas feiner und weniger demagogisch. Derartige Angriffe, auch wenn sie nicht im Raatssaale erfolgen, sondern in einer schriftstellerischen Auseinandersetzung über die Demokratie, passen der bürgerlichen Reaktion nur zu gut in den Kram, weil sie sich im Hasse gegen die Sozialdemokratie eigentlich noch allein einig weiß.

Trotzdem wollen wir über jedes solche politische Buch froh sein, nicht nur, damit wir es widerlegen können, sondern ganz besonders deshalb, weil es uns die Angst enthüllt, mit welcher im Bürgertum das ständige Anwachsen unserer Bewegung beobachtet wird. Zugleich aber ist dieses Buch ein beredter Zeuge dafür, wie arm an Wirklichkeitsgehalt und an wirksamen Ideen diese nach rückwärts gerichtete katholisch-konservative Mentalität ist, von welcher sich je länger, je mehr auch das freisinnige Bürgertum gefangennehmen läßt.

Regeneration und Luddistenbewegung.

Zur Zentenarfeier des Ustertages.

Von *Heinz Schweizer*, Zürich.

Am 22. November dieses Jahres jährt sich zum hundertsten Male der Tag, wo in Uster eine große Volksversammlung mit solcher Entschiedenheit gegen das aristokratische Regiment der Restaurationszeit demonstrierte, daß der zürcherische Große Rat sich auflöste und das Feld der liberalen Opposition überließ. Wenn man den Ursachen dieser Revolution nachgehen will, wird man in den üblichen Darstellungen zürcherischer Geschichte wenig Aufschluß finden. Die bürgerlichen Historiker vermögen in ihr nur die Abkehr von der aristokratischen Herrschaft der Restauration und den Uebergang zur repräsentativen Demokratie zu sehen. «In der Betrachtung solcher Umwälzungen», schrieb Marx im Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie, «muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politi-